



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungswesen

Eine „Reichskurzschrift“. Dem Fachmanne Vertrauen schenken ist gut, soweit es sich um rein technische Angelegenheiten handelt. Man darf aber ihm gegenüber das eigene Urteil nicht ausschalten, zumal wenn eine so sehr jeden einzelnen berührende Frage zur Erörterung steht wie das Schreiben. Nichts anderes aber als ein vervollkommnetes, veredeltes Schreiben ist das Stenographieren. Bei den Verhandlungen über die Brauchbarkeit oder gar Notwendigkeit der Kurzschrift wäre es daher nicht wohlgetan, den Berufsstenographen allein zu hören. Als solcher hat Herr Conradi in Nr. 40 dieser Blätter gegen den Gedanken einer Vereinheitlichung der Kurzschrift mit Lebhaftigkeit und Entschiedenheit gewendet. Ich möchte dagegen für diejenigen hier das Wort ergreifen, die in der Stenographie schon in ihrer jetzigen Gestalt und Anwendungsmöglichkeit eine treue, brauchbare Dienerin erkannt haben, die weite Verbreitung, die sie gefunden hat, für eine erfreuliche und bedeutsame Erscheinung der Zeit halten und der Meinung sind, daß sie noch viel mehr Segen stiften würde, wenn sie in einer einheitlichen, modernen, praktischen Gestalt sich der Unterstützung aller Regierungen, besonders der preußischen, erfreute.

Es ist schwer vorstellbar, daß die rund dreihunderttausend Personen, die auf deutschem Sprachgebiet jedes Jahr die Kurzschrift erlernen, in der Mehrzahl durch die von den stenographischen Vereinen durch Flugblätter, Vorträge und andere Werbemittel betriebene Reklame dazu eingefangen sein sollten. Gewiß treibt die Werbetrommel viele, darunter sicherlich manche ungeeignete und unberufene,

in die stenographischen Kurse, aber entscheidend ist doch die Überzeugung, daß auf den vielen Lebensgebieten, in denen das Schreiben eine wichtige Rolle spielt, die Kurzschrift Zeit und Mühe spart. Von wie vielen Behörden und Geschäften wird nicht die Beherrschung der Kurzschrift zur Anstellungsbedingung gemacht! Sie ist aus vielen Verwaltungen und Schreibstuben schon jetzt einfach nicht mehr hinwegzudenken. Und die Anforderungen, die von ihr an Hand und Verstand gestellt werden, sind keineswegs so groß, daß sie nur in seltenen Fällen erfüllt werden könnten. Mögen auch viele im Kurzschrift-Unterricht nicht durchhalten, andere zahlreiche das Erlernete liegen lassen (das ist bei allen Lehrfächern so!), es bleiben immer doch noch sehr, sehr viele, die stenographische Schrift mit einer Schnelligkeit von hundertfünfzig Silben in der Minute und weit höher hinauf zu schreiben und das Geschriebene so schnell und sicher wiederzulesen vermögen wie die Langschrift. Freilich darf man nur mit dieser Vergleiche anstellen, nicht mit der mechanisch hergestellten Druck- oder Maschinenschrift, die an Übersichtlichkeit die mit der Hand hergestellte immer übertrifft wird. Ihre eigentliche Pflege wird die Kurzschrift vorzugsweise in den im wesentlichen schreibenden Berufen finden. Aber auch in den akademischen Kreisen, die der Schrift, dem Handwerkszeuge des Geistes, vielleicht überhaupt nicht immer die wünschenswerte Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen, gibt es doch nicht wenige Verehrer der geflügelten Feder, selbst in den höheren Semestern, die doch auf die schwierigen älteren Systeme angewiesen, aber mit ihnen trotzdem sehr zufrieden waren, wenn sie sich in der lernfrohen Jugend fleißig durch sie hindurch- und

in sie eingearbeitet hatten. Dem jekigen Geschlecht wird es leichter gemacht, ohne daß doch die Leistungen deswegen geringer geworden wären, wie jedes Wetzschreiben größerer stenographischer Verbände lehrt. Da gibt es Dilettanten, die dreihundert Silben und mehr schreiben.

So ist trotz der sinnreichen Anpassung des Phonographen an die Bedürfnisse des heutigen Geschäftszimmers die Stenographie, ohne Übertreibung gesprochen, auf einem Siegeszuge begriffen, und die Parlamente wie die Reichsregierung verdienen Dank, nicht Spott, wenn sie sich bemühen, ihr das zu geben, was ihr leider noch fehlt, die Einheitlichkeit. Es ist gewiß verdrießlich, daß es nicht eine deutsche Stenographie, sondern eine Anzahl von Stenographien gibt, daß insbesondere auch in dieser Hinsicht der Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland stark ausgeprägt ist. Gelänge es, daß die Vertreter der verschiedenen Systeme sich auf einer mittleren Linie einigten und sich so auf dem ganzen Gebiete wiederholte, was auf einem Teilgebiete vor fünfzehn Jahren gelungen ist, daß dann die einzelnen deutschen Regierungen, Preußen voran, der Kurzschrift in dieser Gestalt Eingang in die höheren Schulen verschafften, was durchaus nicht in der Form eines Zwangsunterrichts zu geschehen brauchte, so würden wir nicht nur dem Wunsche von vielen Tausenden entgegenkommen, sondern auch unser Schriftwesen ein tüchtiges Stück weiter bringen und damit ganz gewiß einen Kulturfortschritt machen. Die inneren wie äußeren Schwierigkeiten des Unternehmens sollen dabei durchaus nicht unterschätzt werden; aber daß, wenn es glücken sollte, nach einem Menschenalter man sich sehr wundern wird, wie man überhaupt das Bedürfnis nach einer solchen Kurzschrift je hat anzweifeln können, das ist allerdings meine feste Überzeugung.

Studienrat Dr. Amfel=Lichterfelde

Ein Nachwort zum Extemporaleerlaß. Der zustimmende Aufsatz Dr. Eduard Habensteins zum Extemporaleerlaß des Kultusministers (Nr. 3 der Grenzboten, Jahrg. 1912) hat post festum im 37. Heft der Blätter für höheres Schulwesen eine Erwiderung erfahren, die in

ihrer persönlichen Form entschieden verunglückt ist. Ich will aber nicht weiter die Partei Habensteins ergreifen, denn auch ich kann seine überschwenglichen Hoffnungen nicht teilen. Ich möchte hier — ohne den Kunze aufzuschlagen — einige Worte der Entgegnung vorbringen, damit die Frage in den Grenzboten nicht einseitig beleuchtet wird.

Herr Dr. Habenstein legte bei dem Extemporale den Ton auf das Examen und behauptete, die Auffassung von der Schule als von einer Prüfungsanstalt sei eine grundverkehrte. Ich halte sie für die richtige. Wir brauchen eine strenge prüfende Kontrolle, um ständig über Fleiß, Auffassungsgabe und Fortschritte jedes Schülers genau Bescheid zu wissen, jenen tadeln oder ermahnen, diesen Loben zu können. Nur dann ist es uns möglich, die Förderung an den richtigen Stellen einsetzen zu lassen und den Rhythmus des Unterrichts der Fassungskraft der Klasse anzupassen. In der Praxis werden solche Examina täglich angestellt, auch von solchen Lehrern, die in der Schule nicht eine Prüfungsanstalt sehen können. Jeder fragt am Anfang der Stunde das Pensum ab, das er am Tage vorher zum häuslichen Studium den Schülern aufgegeben hat. Und wenn er Neues, Unbekanntes entwickelt hat, stellt er Fragen, um den Grad des Verständnisses festzustellen. Ist das alles keine Prüfung? Ja, es gibt sogar gewissenhafte Lehrer, die sich die Resultate solcher „Examina“ in jeder Stunde notieren, um darauf ihr Gesamturteil aufzubauen.

Ein wertvolles schriftliches Examen, das uns in vielen Dingen Auskunft und Anregung gab, war das alte Extemporale. Hier kam außerdem ein Moment hinzu, das uns der Erlaß gerade genommen hat: die Vorbereitung. Der Schüler wußte, an dem bestimmten Tage wird Extemporale geschrieben, und war dadurch gezwungen, sich in die Lektüre oder Grammatik zu vertiefen oder wenigstens seine Gedanken auf den Gegenstand im voraus zu konzentrieren. Diese Vorbereitung nennt Herr Habenstein unsinnig. Glaubt er denn, daß durch den Erlaß plötzlich alle Schüler in den Stand gesetzt werden, den Stoff schneller zu beherrschen? Wir dürfen uns doch nichts vormachen. Die Schüler bleiben so, wie sie waren und können erst ganz allmählich in reiferem

Alter zu Selbständigkeit und Unabhängigkeit erzogen werden. Mittlerweise haben wir ja mit den neuen Bestimmungen Fühlung genommen und können schon einiges über ihre Wirkung aussagen. Da wird mancher die Erfahrung gemacht haben, daß, seitdem die vorbereitende Konzentration wegfällt, die Arbeiten weit unüberlegter geraten. Das drückt sich schon in der Schrift aus, die deutlich liederlicher geworden ist. Die Anforderungen mußten natürlich bescheidener werden, da bei mangelnder Einprägung des Stoffes unmöglich die gleichen Leistungen von den Schülern verlangt werden können. Auch für die beurteilende Kontrolle haben die Arbeiten jetzt weniger Wert, da die geistigen Kräfte des Schülers nicht mehr in derselben Weise angestrengt werden wie früher.

Auch jüngere Lehrer werden meiner Ansicht sein. Denn es handelt sich bei dieser Frage gar nicht um den Streit der Alten und der Jungen, der „laudatores temporis acti“ und der „Anhänger des modernen Geistes“, sondern um die Frage: dürfen wir noch länger mit sogenannten „Reformen“ an der Schule herumexperimentieren, um den Schülern möglichst bequeme Wege zu finden? Soll die Schule zu Selbstzucht und geistiger Arbeit erziehen oder soll sie die Söhne wohlhabender Eltern möglichst mühelos zum alleinseligmachenden Abiturium führen?

Denn daß der Extemporaleerlaß tatsächlich eine Erleichterung für die Schüler bedeutet, beweist gerade die große Schar der Gründe, mit denen der Minister das Gegenteil behauptet. Auch kann man klar aus ihnen herauslesen, daß das neue Verfahren denjenigen Schülern zugute kommen soll, die in der Furcht vor dem Extemporale im voraus nervös wurden und dann im entscheidenden Augenblick versagten. Der Minister gibt also seine Rücksichtnahme auf „schwachnervige und minderwertige“ Kinder zu und Herr Dr. Havenstein auch.

Durch solche Erlasse, die mittels der Presse in die breiteste Öffentlichkeit getragen werden, wird das Publikum in der Meinung bestärkt, die Schule habe die Pflicht, auch den Schwachen und Schwächsten sich anzupassen, und jeder Junge, dessen Eltern es sich leisten können, müsse unbedingt die ganze Schule durchlaufen.

Grenzboten IV 1912

Dieser gefährliche Irrtum, der durch rücksichtsvolle „Reformen“ immer mehr geträstigt wird, füllt unsere höheren Schulen oft mit wertlosem Material. Die Folge davon ist eine stetig wachsende Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegenüber der Schule. Die Schüler werden schließlich in ihrem Besuch nur noch eine Formalität sehen, um zu sozial geachteten Stellungen zu gelangen. Die Schule hat aber nicht die Aufgabe, ein geistiges Mandarinentum zu schaffen, sondern befähigte Naturen zu geistiger Selbstdisziplin und methodischer Arbeit zu erziehen. Deshalb muß nachdrücklich und kräftig darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Jungen auf die höhere Schule gehören; deshalb müssen die Ansprüche erhöht, deshalb muß die Kontrolle verschärft werden. Dann werden wir auch wieder eine Jugend zur Heranbildung bekommen, die sich für den Unterricht wirklich begeistern kann, in dem sie die Stärkung ihrer geistigen Kräfte fühlt, und der das Wissen nicht gewaltsam in das widerwillige Hirn gestopft werden muß.

Dr. Max Müller-Berlin

Kunstfragen

Eidgenössische Kunstpflege. In Neuenburg (Neuchâtel), in dem lieblichen Städtchen an dem blaugrauen See, am buchenbewachsenen Jura, der jetzt in goldener Herbsteslohe glüht, hat der Bund im neukonstruierten, transportablen Ausstellungsgebäude die XI. Nationale Kunstausstellung eröffnet. Nun können die Schweizerstädte der Reihe nach mit der heimischen Kunst, ihrer Entwicklung, ihrem Stand und ihren Gipfeln in ästhetisch, wie ausstellungstechnisch einwandfreiem Rahmen bekannt gemacht werden. Der Bau der Pariser Gesellschaft für „Construction demonstrable et hygienique“ hat 120 000 Franken gekostet; er bedeckt eine Gesamtfläche von 1600 Quadratmetern, bietet eine Brüstung von 700 Metern Gesamtlänge. Die Auf- und Abmontierung ist überaus einfach und die Dimensionen und Verteilungen richten sich mit größter Leichtigkeit nach den jeweiligen Terrainverhältnissen. Die Wände sind aus Zement, mit Kupfen bespannt und mit Blaufarbe dick bestrichen. Die Konstruktion ruht auf zerlegbaren, eisernen Röhren, die un-

36

unterbrochene Fensterreihe, die das obere Viertel der Außenwand einnimmt und an die Bedachung aus Wellblech stößt, ist nicht gläsern, sondern aus dem unzerbrechlichen und unverbrennbaren Sicoïd, einem Zelluloidprodukt.

Nicht die Halle allein, auch der Geist dieser Ausstellung ist neu. Er ist gekennzeichnet von der unerfrockenen Empirie und Versuchsfreudigkeit, die dem eidgenössischen Gemeinwesen so wohl ansteht. Es liegt darin ein herzerhebendes Selbst- und Gottvertrauen.

Seit dem 15. September ist die Ausstellung eröffnet und jetzt noch, wie belagert. Der Place du Port, wo die Halle steht, ist ein Marktplatz. Ringsherum Karussells, Schießbuden, Panorama, Menagerie mit Kind und Kegel, mit grün, gelb, blau schreiend getünchten Wagen und der bekannten Darstellungsbarbarei der Jahrmarktbuden: die zusammengewachsenen Schwestern, der Indianer, blutige Familiendramen u. a. m. Mitten in dieser wüsten Unrecht, verlogenen Gottverlassenheit die schlichte Halle, in ihrer edlen Zweckmäßigkeit, mit der Front einer herbstschimmernden Thornallee zugewendet. Eintrittsgeld — 50 Centimes, nicht mehr als zur Jungfrau ohne Unterleib, und Bauern, Viehhändler, Weinbergbesitzer, Gewerbler, Arbeiter, Kinder, Buben, Mädchen, Intellektuelle, mit einem Wort, alles, was auf den Weinen ist und müßig, steht vor den zwei- und zwanzig Bildern Max Buris, dem Löwen der Ausstellung, vor Hodler, Amiet, Welte, Hermanjat und den anderen Schöpfern schweizerischer Kunst. Die tüchtigen Vertreter reißen sich um sie, es folgen die kühnen Sucher, die der Zukunft angehören, die braven, erfreulichen Maler, deren Bilder „jeder Wohnung zur Zierde gereichen“, schließlich recht zahlreich die ganze Mannschaft (und Weibschafft) des mehr oder weniger Unbedeutenden.

Gerade hier sind sie am Plage, als Boden, aus dem das Große hervorragt. Und ein künstlerisches Niveau ist durchaus festgehalten, ein Niveau, das siegreich der draußen tobenden ästhetischen Verwilderung und Verfeuchung entgegentritt. Es war eine Tat von großer Bedeutung, die Kunst aus ihrem lärm-scheuen Tempel hinauszuführen und sie wehrhaft in den Kampf gegen die Barbarei der Straße hineinzustellen. Der Bund darf auf

diesen Versuch stolz sein und der Versuch als durchaus gelungen bezeichnet werden. Gelingen nicht allein, weil Bilder im Werte von 150 000 Franken verkauft wurden — Neuchâtel zählt 22 000 Einwohner! —, nicht bloß, weil künstlerischer Genuß, Bekanntschaft und Befreundung mit der nationalen Kunst einer bisher unerreichten Breite der Bevölkerung zugeflossen, sondern hauptsächlich, weil erst die Wanderhalle, die bald hier, bald dort in kleinen Provinzstädten die gesamte Gegenwartslieferung der nationalen Künstlerchaft vereinigt, die Kunst zu einem Lebenswert der gesamten Nation machen wird. Die Leute wogen durch die Säle und sind zumeist bei den Größten entriestet. Vor Hodlers Porträts hört man Ausrufe: „c'est ignoble“, vor Amiets „Obsternte“ lachen junge Leute laut, und vor einiger Zeit stach einer mit dem Messer in ein Hodlerbild. Dergleichen ist natürlich schmerzlich im ersten Augenblick. Aber was beweist das schließlich? Daß die Wirkung gewaltig war. Der Messerheld, der auf das Hodlerbild losging, ist für die Kunst lange nicht so verloren, wie manches Dämchen aus Berlin W., das mit Kennermiene die Vornette vor van Gogh aufsetzt. Denn Hodler zu erleben, heißt eine Unterwerfung erdulden, eine Geistesgewalt über sich Herr werden lassen. Wer bleibt da gutwillig? Gegen Unterjochung wehrt sich jeder Aufrechte — der eine mit dem Messer, der andere mit dem Wort —, auch Petrus griff einst zum Schwerte. Nein, auf den Messer = Löhl*) setze ich große Hoffnung, er wird nicht der erste Saulus sein, aus dem ein Paulus geworden. Und gefallen die Mittelmäßigen dem lauten, erregten und nichtkaufenden Teil des Publikums am besten, so bedenken wir, daß der Schritt von den zusammengewachsenen Frauen und dem grünbemalten Stalpjäger zur Abend-, oder Morgen- oder Herbst- oder Frühlingslandschaft des — aber wozu einen Namen nennen? wir kennen ja den Begriff — des Kunstmalers X. Y. Z. bedeutend schwieriger ist, als von diesem zu Hodler. Unmerklich vollziehen sich die größten Wandlungen: drin in der Halle empört man sich über Hodler, lacht Amiet aus, steht gerührt vor X. Y. Z. Doch

*) Löhl = Lämmel.

der Abfall von der Biophon-, Biostop-, Biogram- usw. Malerei ist vollzogen. Mich dünkt, der Messer-Löhl wird noch ein Godler-Schwärmer, oder gar ein Maler.

Neben diesen Gesichtspunkten erscheint einem die eigentliche Beurteilung der Ausstellung fast nebensächlich. Die großen, bekannten Schweizer haben kaum etwas Neues zu bieten gehabt. Nur bei Max Buri und bei Abraham Hermanjat erscheint die Fülle ihrer Entfaltung in einer bisher unbekanntem Pracht. Buri hat in seinem Dorflatsch, Besuch bei den Großeltern, Brienzensee eine Helligkeit der ihm so geläufigen blauen Töne, eine Schärfe des Konturs mit der Vermeidung jeder Härte, ja mit einer Süßigkeit und heuduftenden Zartheit der Atmosphäre vereinen können, die seiner Entwicklung den Sommer gebracht. Seine Eigenart steht heute rein und vollendet auf dem Boden seiner Heimat, gleich unabhängig vom farbenunfähigen Genre, wie vom unstofflichen, französischen Impressionismus. Sein Saal mit den zweiundzwanzig Bildern überstrahlt von einer Glücksempfindung, der sich jede soziale Schicht ohne Widerspruch und freudig ergibt. Das Glück hat uns alle in seiner Gewalt und Buri scheint seine Farben erfunden zu haben. Man kann es nicht anders bezeichnen: ungebrochenes Kinderglück strahlt Buri aus. Eine Art Überraschung bedeutet der Faucheur von Hermanjat. Man erwartete seit langem viel von diesem Künstler. Nun scheint sein Most auf einmal alle bisherige Trübe der Gärung auf den Boden geschlagen zu haben. Auch er mußte sich von den Franzosen einerseits, von Godler anderseits losarbeiten, bevor es ihm gelungen, er selbst zu werden. Sein Faucheur ist samt der Wiese ein Duft, ein Blid durch zarte Rebel hindurch, der ein Gewühl von schmetternden Farben in die feine Mattigkeit einer flimmernden, perlmuttgrauen Sonnenstrahlung hineingetrunknen hat, das ferne, gebändigte Getön ahnen läßt und dem schweren, wiegenden Ausholen des Mähders, dem Fallen der Garben die gegenwärtige Zeitlichkeit der Vision gibt. Alles so zart, so dampfend, daß man bekommen nach der Tür sieht, es könnte ein Luftzug das ganze Gesicht von dannen wehen.

Es bliebe noch vieles zu sagen übrig. Doch der Raum verbietet es; so seien bloß

einige Namen genannt, Namen, die hierzulande mit Recht einen guten Klang führen und an die sich das reichsdeutsche Ohr doch sehr bald wird gewöhnen müssen: Aubersonnois, Blanchet, Breßler, Donzé, Gilliard, Paul-Theophile Robert, Stiefel, Torcapel und Walied.

Richard Meszlény = Genf

Aus der Kunsliteratur. So oft noch ein Handbuch über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts erschien — und das war in dem letzten Jahrzehnt häufig genug der Fall — wurde es aus Gründen der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit von der reifere Kritik abgelehnt, und jedesmal wurde dabei der Wunsch nach einer wirklich brauchbaren Darstellung laut, die dem wißbegierigen Laien unbedenklich in die Hände gegeben werden könnte. Karl Scheffler, der angesehene Kunstschriftsteller und Herausgeber von „Kunst und Künstler“, hat diese Not offenbar ebenfalls empfunden, als er es unternahm, das selbe Thema zu behandeln, diesmal in der Gestalt eines umfangreichen und reich illustrierten, historisch-kritischen Führers durch die Nationalgalerie.*) Das Buch ist kürzlich im Verlage von Bruno Cassirer erschienen und verdient nicht allein des Problems wegen Beachtung, sondern vornehmlich auch deshalb, weil viele wohl gerade diesem Autor eine vollauf befriedigende Lösung zugetraut haben mögen.

Wir erhalten zunächst einen historischen Überblick über die Sammlung von 1861 bis 1911, wobei eingehend, wenn auch etwas einseitig, die Bedeutung Eschudis und die Richtlinien seines Programms erörtert werden. Darauf lernen wir in kurzen Abschnitten das Gebäude selbst, seine Entstehung und seine sämtlichen Mängel, sowie das Sammelgebiet kennen, dem es gewidmet ist. Dann geht der Verfasser zum Hauptthema seiner Arbeit, der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, über.

*) Wir haben bereits in Heft 8 Jhrg. 1912 eine kurze Anzeige dieses Buches gebracht, möchten aber die ausführlichere Würdigung in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes unsern Lesern nicht vorenthalten.

D. Schriftl.

Er nimmt hier von vornherein zwei entgegengesetzte Strömungen an, deren eine er als die „nationale Idealmalerei“, die andere — etwas sehr umständlich — als die „in lokaler Begrenzung sich entwickelnde Wirklichkeitskunst“ bezeichnet. Die erstere scheidet er in zwei Gruppen: die Nazarener mit ihren Nachfolgern und die Deutsch-Römer (Böcklin, Feuerbach, Marées, Klingler, Thoma). Bei den Nazarenern werden wiederum von der eigentlichen Geschichts- und Legendenmalerei (einschließlich Schwind und Richter, dann Raubach, Piloty, Makart, Gebhardt u. a.) die Bildnis- und Landschaftsmaler (Wasman, Janßen, Mohden, Koch, Preller, Schirmer u. a.) abge sondert. Ist hier die Gruppierung noch vorwiegend historisch durchgeführt, so wird bei dem Abschnitt über die realistisch=impressionistische Richtung der topographische Gesichtspunkt vorangestellt.

Am erster Stelle finden die Berliner „Wirklichkeitsmaler“, vor allen Schadow, Krüger, Blechen und Menzel eine sachliche und ausführliche Würdigung, dann werden nacheinander die Düsseldorfer Akademiker (Hasencleber, Knaus, Bantier, Achenbach u. a.), die Vertreter des Münchener „Atelierstils“ (Kobell, Spitzweg, Bier, Defregger u. a.), die Wiener (Waldmüller, Pettekofler, v. Alt), die Dresdener (Friedrich, Dahl, Rayzki), die Frankfurter (Hausmann, Burnig, Schmitson) und die Weimarer Schule (Preller, Buchholz), je nach ihrer Bedeutung an sich und für die Nationalgalerie im besonderen kürzer oder eingehender behandelt.

Ein weiteres Kapitel ist B. Leibl und dem „süddeutschen Malerkreis“ (d. h. Trübner, Schuch, Sperl, Thoma, Diez, Habermann, Bügel, Schönleber, Lenbach u. a.) gewidmet, dem im nächsten Abschnitt M. Liebermann und der „norddeutsche Malerkreis“ (d. h. Uhde, Kuehl, Dettmann, Starbina, Leistikow u. a.) gegenübergestellt werden.

Darauf wendet sich der Verfasser den „fremden Vorbildern“ zu, deren malerische Eigenart er knapp charakterisiert, wobei er besonders für die Bedeutung der von Tschudi unter so manchen Kämpfen erworbenen Franzosen mit großem Eifer eintritt.

Endlich wird eine Übersicht über die Plastik des neunzehnten Jahrhunderts unter Hervor-

hebung der bedeutendsten vertretenen Künstler (Schadow, Rauch, Begas, Hildebrand, Gaul, Rodin, Meunier, Maillot) versucht und mit berechtigtem Nachdruck auf die mannigfachen Mängel und Lücken dieser Abteilung hingewiesen. In einem Schlußwort skizziert Scheffler dann noch die Zukunft der Nationalgalerie und ihre Aufgaben, wie er sie sich vorstellt.

Der Hauptvorzug dieses Buches ist in den ausführlicheren Betrachtungen zu suchen, die einzelne dem Verfasser besonders sympathische Künstlerpersönlichkeiten (Feuerbach, Marées, Schuch, Leibl, Trübner, Liebermann) gefunden haben; er gibt in diesen Fällen eine gute Charakteristik ihrer Eigenart und erfreut durch eine liebevolle Schilderung ihres Schaffens. Bei denjenigen hingegen, die seinem subjektiven Empfinden ferner stehen (Schwind, Richter, Böcklin, Thoma u. a.), erscheint er befangen und seine Urteile sind vielfach ungerecht. Man gewinnt hier überhaupt den Eindruck, daß er schon bei der Einteilung des Materials sehr eigensinnig vorgegangen ist; es fehlt völlig die bei derartigen Handbüchern unumgängliche Objektivität, der Abstand von Epochen, Personen und Werken.

Schon die gewaltsame Scheidung in „Idealmalerei“ und „Wirklichkeitskunst“ muß als ein grundsätzlicher Fehlgriß erscheinen, denn er nötigt den Verfasser, jeden zu behandelnden Künstler hier oder da einzuordnen, als ob für das neunzehnte Jahrhundert eine doppelte Kunstgeschichtsschreibung vonnöten sei und als ob nicht in so und so vielen Fällen ein Ausgleich zwischen beiden Richtungen stattgefunden hätte. Viele wesentliche Zusammenhänge werden durch dieses System zerstört und oft bleiben enge Beziehungen unerwähnt. Dazu kommt der in der Aufgabestellung liegende Mangel, daß die in der Nationalgalerie nicht vertretenen Maler überhaupt nicht genannt werden; es hätte sich wohl empfohlen, die bedeutenderen unter ihnen (wie Studt und viele andere Münchener), wenigstens mit dem Namen an geeigneter Stelle einzufügen, wodurch dann auch die Lücken und Mängel der Kunstsammlung klarer zum Ausdruck gebracht worden wären.

Was die fremden Vorbilder angeht, so wird man Scheffler beipflichten, wenn er unter ihnen die meisten Nichtfranzosen als überflüssig bezeichnet; sie sind in der Tat nichts weniger als „vorbildlich“. Aber er hätte weiter gehen und auch einigen Erwerbungen französischer Herkunft die höhere Qualität absprechen sollen. Der Degas war gewiß keine glänzende Erwerbung, und Bilder wie der Kastanienbaum von Renoir, oder die von Fantin, Latour, Cazin, Vuillard, Boldini hätte man sicherlich entbehren können. Das Programm sollte hinsichtlich der Fremden lauten: die schmerzlichsten Lücken, wie Delacroix, Corot, van Gogh, Gauguin baldigst mit hervorragenden Meisterwerken füllen und dafür alles Leidliche und Mäßige rücksichtslos entfernen. Hier ist mindestens ebensoviel zu reinigen wie zu ergänzen. Die Hauptaufgabe der Galerie wird aber immer darin bestehen müssen, die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts in möglichster Vollständigkeit zu zeigen, und was da für Unterlassungsfünden — gerade auch von Tschudi — begangen sind, wird jeder ermessen, der das Gebiet einigermaßen überschaut und der ihm ohne jede Voreingenommenheit gegenübersteht. Die kühnen Wendungen, mit denen in aller Nebensächlichkeit Leute wie Thoma erledigt werden, geben deutlich genug zu verstehen, von welcher Tonart die tendenziöse Note dieses Buches sei.

Hier wie in manchen anderen Fällen verriet sich der Verfasser als einen allzu willigen Schüler Meier-Gräfes, dem gegenüber man ihm wirklich mehr Selbständigkeit zugetraut hätte. Hoffentlich findet er sie bei weiterer Vertiefung in diesen ihm so naheliegenden Gegenstand. Die Befehrung von der impressionistischen Tendenzmethode zur sachlichen Kunstschreibung ist wohl auch für ihn nur eine Frage der Zeit.

Noch einige Klüßlichkeiten. Die Sprache, in der Scheffler diesmal schreibt, wimmelt von Schlagworten aus dem Redaktions- und Atelierjargon, die man bei dieser Gelegenheit lieber vermied hätte. Stilistische Entgleisungen, wie sie mehrfach vorkommen, stehen einem Buche, das offenbar vornehm gehalten sein will, schlecht an; triviale Ausdrücke, wie „Charme“, mag man überhaupt nicht, we-

nigstens aber nicht immerfort in der peinlichen Schreibung „Charm“ lesen, und beleidigende Druckfehler, wie „Triumphirat“, müßten Verfasser und Setzer untereinander mit den Waffen austragen.

Druck und Ausstattung des Buches sind im übrigen ausgezeichnet; die etwa auftauchende Besorgnis, der Adler auf Titel und Umschlag könnte naive Gemüter bewegen, den Schefflerschen Ausführungen halbamtliche Bedeutung zugumessen, erweist sich wohl selbst bei oberflächlicher Einsichtnahme als völlig unbegründet.

Mag man immerhin die guten Seiten dieses Buches erwägen, zum Schluß bleibt einem doch wieder nur die nun bald legendarische Preisfrage: Wann findet sich endlich jemand, der sine ira et studio die Geschichte der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts schriebe? Momos

Tagesfragen

Hand und Gehirn. Unter dieser Spitzmarke schreibt die Deutsche Tageszeitung in ihrer Nr. 554 vom 31. Oktober d. J.: „In dem neuesten Hefte der Grenzboten beschäftigt sich der Herausgeber wieder einmal mit dem neuen Mittelstande, den er als das Gehirn des Volkskörpers bezeichnet, während er die Produzenten, also Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, mit den Händen vergleicht. Bekanntlich hinkt jeder Vergleich. Das Hinten dieses Vergleichs ist aber außergewöhnlich stark. Im menschlichen Körper pflegt das Gehirn die Hände zu lenken. Daß der neue Mittelstand einen ähnlichen Einfluß auf die schaffenden Stände ausübte, kann doch ernstlich selbst von dem begeistertsten Freunde dieses neuen Mittelstandes nicht behauptet werden.“

Sehen wir zu, wer recht hat.

Der neue Mittelstand setzt sich zusammen aus allen den „Angestellten“, die nicht einer täglichen Kündigung unterworfen werden können, die also nicht „Arbeiter“ sind, nämlich aus: Werkmeistern, Handlungsgehilfen, Zeichnern, Technikern, Ingenieuren, privaten und öffentlichen Beamten, Lehrern, Offizieren, Gelehrten, Pastoren, Redakteuren, Direktoren usw. In den neuen Mittelstand gehören somit alle diejenigen, die ihre Kopfarbeit nicht in eigenen Betrieben verwerten, sondern diese

an den Staat, an die Kommunen und an Private gegen vereinbarten, bestimmten Lohn verdingen. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind somit die Konstrukteure und Erfinder aller technischen Fortschritte, die seit dreißig Jahren gemacht worden sind; selten befindet sich unter diesen ein Unternehmer. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die Präsidenten, Direktoren, Betriebsleiter aller der Verkehrsmittel, die wir in ihrem heutigen Zustande bewundern — etwa von Post, Telegraph, Telephon, Eisenbahn, Schifffahrt usw. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die Chemiker, die dem industriellen Unternehmer immer neue Verwendungsmöglichkeiten für die Kohle, die dem Landwirt den Gebrauch des Kali und sonstigen künstlichen Düngers gezeigt haben. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die meisten kühnen Seefahrer

und Forscher, die während der letzten dreißig Jahre mit dem Gelde der Hamburger Meeder oder Berliner Bankiers den deutschen Handel über die Meere führten, die in China Eisenbahnen, in Brasilien elektrische Kraftstationen anlegten. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind auch alle die Angestellten der Wirtschaftsverbände, mögen sie nun Syndizi, Sekretäre oder Redakteure heißen, die für hohe Zölle, hohe Preise und für niedrige Löhne und gegen soziale Lasten kämpfen, damit die Hände des Volkstörpers, eben die Unternehmer aller Grade sich rühren können. Auch der Redakteur der Deutschen Tageszeitung, der die am Anfang zitierte Notiz schrieb, ist ein Mitglied des neuen Mittelstandes und somit ein Partikelschen Gehirn von unserem Volkstörper — ein geistiger Führer für die landwirtschaftlichen Unternehmer. G. Cl.



Reichs Spiegel

(vom 29. Oktober bis 4. November)

Der Balkankrieg und die Lage

Der Zusammenbruch der türkischen Armee — Unmöglichkeit abschließend zu urteilen —
Die Haltung der Mächte — ein Kuriosum

Die Türkei liegt am Boden, ihre Armee befindet sich in einem Zustande, der der Vernichtung fast gleichkommt. Sie wird gewiß noch Schlachten schlagen, wenn es gelingt die asiatischen halbwildern Stämme noch rechtzeitig zum Schlagen zu bringen, sie wird Konstantinopel verteidigen, aber ihren Ruf könnte sie nur wiederherstellen durch die Säuberung türkischen Bodens vom Feinde aus eigener Kraft. Soviel aus den Berichten der Tagespresse zu entnehmen ist, kann damit kaum noch gerechnet werden. Die türkischen Truppen liefen auseinander; sie sind höchstens noch hinter dem schützenden